

MAN KANN RUHIG DARÜBER SPRECHEN

Einige Anmerkungen zur Produktion von Sprechplatten

In jeder Stille, die dem Auslaufen einer mehr oder minder dokumentarisch besprochenen Platte folgt, wiederholen sich kritische Gedanken, die man des Verdachtes wegen, unoriginell oder mißvergünstigt zu scheinen, nicht jedesmal äußern oder gar drucken lassen mag, die aber in eine mal notwendige Diskussion unter Freunden gehören.

Am Anfang stehe die sehr überzeugte Meinung, der vox humana sui generis gebühre ein sicheres Reservat auf dem Schallplattenmarkt. Seine Grenzen könnten mit einem zweckdienlicheren Angebot und einer erst geweckten Nachfrage wachsen. Sprechplatten, „fans“ wird es sowieso nie geben. Das spezifische Interesse am akustischen Dokument liegt eher auf der Linie des anspruchsvollen Buchladenkunden und rückt in die Nähe des Sammelns bezahlbarer Kunstwerke. Kennerschaft wird erwartet und automatisch entwickelt, sobald erste Käufe gewagt wurden. Man „sammelt“ Gründgens, O. E. Hasse, Ponto, die Dorsch, Peter Lühr und weiß bald, wieviel Unica darunter sind.

Es ist aber nicht nur das Besitzen und die banale Chance, das unsichtbare Kunstwerk beliebig reproduzieren und Herrn Wieman zur blauen Stunde ans Kaminfeuer laden zu können. Mit der Sprechplatte behauptet sich das greifbar Menschliche als Substanz und quasi dritte Kraft zwischen Hörfunk und Fernsehen, zwischen optischer Reizüberflutung und lautlosem Lesen. Echte Geschwisterschaft also und Aufgabe neben diesen anderen papierenen oder ganz flüchtigen Selbstäußerungen gestaltender Kräfte aus Zeitgeschehen, Wissenschaft und last not least der Literatur.

Die Zunahme des Interesses an der Sprechplatte gleichviel welchen Genres vollzieht sich, auch in der kennerschaftlichen Exklusivität, ziemlich parallel der Rückentwicklung des vom Stuebenguckkasten bedrängten Kinofilms zu abendfüllenden, handwerklich gekonnten Streifen, die wieder „Theatererlebnisse“ versprechen, mögen auch die Besucherzahlen niedriger und die Leinwandmillionen von einst vor der Mattscheibe von heute sitzen bleiben.

Um so dringlicher stellt sich die Frage, ob unsere Sprechplatten im groben Durchschnitt handwerklich gekonnt herauskommen. Nur die Frage sei gestellt. Denn die Meinung wird immer subjektiv sein, bestimmt von Sympathien für Sprecher oder Gegenstand, vom kritischen Vermögen oder einer Bereitschaft, sich völlig dem Flair des intimen Erlebnisses hinzugeben. Die Frage steht trotzdem. Sie drängt sich auf mit der wachsenden Zahl der Aufnahmen, in der die Minorität des Befriedigenden nicht größer zu werden scheint.

Werden wir deutlicher. Auch ein großer

Name garantiert noch keine große Sprechplatte. Gewiß, nichts kann den dokumentarischen Wert einer „Faust“-Aufzeichnung mit Gründgens mindern. Aber ist nicht auch hier schon der Grenzfall erreicht, in dem die Szene zur Deklamation wird? Das andere Extrem: Quadflieg liest Rilke oder Saint-Exupéry, Quadflieg, der sich in einer wertbeständigen „Kabale und Liebe“-Kassette ausspielen und einen ganz jungen Schiller hinlegen konnte und nun, hart sei's gesagt, enttäuscht. Nicht weil ihm die Sprache versagt, sondern weil es hier nur etwas zu lesen und fast nichts zu spielen gibt und weil dabei — die Führung gefehlt zu haben scheint, ohne die am Theater auch ein Star nicht an die Rampe geht.

Gemeint ist die geistige Bewältigung der Aufgabe und jene Verfremdung, die dem Schauspieler auf der Bühne eine Selbstverständlichkeit ist, wenn er heute Ferdinand und morgen vielleicht Hamlet sein muß. Dieses Nebensichstellen scheint noch ein Problem bei solchen Rezitationen, die von einem Regisseur herausgearbeitete und unter Kontrolle gehaltene Analyse, Architektur, Mannigfalt und Tiefenwirkung eines Wortkunstgebäudes, das mit einer einzigen Skala, und sei sie noch so breit und nuancenreich, oft nicht zu rekonstruieren sein mag.

Man hat gelegentlich den Eindruck, als werde die immense Schwierigkeit solchen Rezitierens nicht überall erkannt, die beim Hörfunk nicht neu ist, aber weniger ins Gewicht fällt als bei der wohlervorbenen Konserve. Wie ist es denn? Da schreibt jemand etwas. Er beschreibt ein Geschehen — wir klammern hier das noch immer irgendwie zu interpretierende Drama mal ganz aus —, er schildert Situationen, Vorgänge, läßt Akteure miteinander sprechen oder auch wortlos ihren genau wiedergegebenen Gedanken nachhängen. Das liest man. Und tut sich leicht, dem Erzähler in die vorgestellte Welt und seinen Dialogen oder Gedanken-sprünge zu folgen. Kein Laut wird vernehmbar und hemmt die Leserphantasie, den Gestalten des Schreibers eine bestimmte Klangfarbe zu leihen. Das Geschehen selbst und seine Umstände werden in passenden Worten, in geläufigen Begriffen anschaulich gemacht, wiederum ohne unser Ohr zu bemühen. Der Schriftsteller aus unserer Tage schreibt, mit Ausnahmen, um gedruckt und gelesen zu werden. Nicht von ungefähr sind ja Dichterlesungen meist ein Reinfall und schlechter Kundendienst. Der Schreiber rechnet mit dem lautlos konsumierten Buch, sonst würde er Hörspiele schreiben (müssen). Eine Gattung, die in der „Hamburgischen Dramaturgie“ noch nicht vorkommt und selbst Zeitgenosse Heinrich Böll säuberlich von seinen Lese-Erzählungen unterscheidet.

Hinzu kommt immer wieder das gleiche. Mander von uns erinnert sich noch des greisen Ludwig Wüllner. Ja, wenn dieser alte Mime durch die Lande zog und Goethe „sprach“ (er verbat sich überall ausdrücklich die Unterstellung, er lese dessen Balladen und Gedichte), dann war seine Mimik und eine sparsame, aber eben doch mitgegebene Gestik unerläßliches optisches Attribut der deklamatorischen Bemühung. Sie fällt am Mikrofon weg. Weshalb soviel mehr dazu gehört, einen Klassiker oder auch Wilhelm Busch adäquat zu reproduzieren, genau eben alles das, was die Fantasie dem Lesenden lautlos schenkt.

Was tun? Sich stärker der Situation bewußt werden und des chancenreichen Risikos, das die Sprechplatte als schätzenswertes Archiv laut werdender, geläuteter literarischer Kostbarkeiten umschließt. Konsequenz: Mehr Vorarbeit mit dem Sprecher und gegebenenfalls sogar eine neue Dramaturgie des Stoffes für ein Sprecherkollektiv mit breiter Klangfarbenskala.

Also Hörspiel? Nein, ganz und gar nicht. Eher noch jene rhapsodische Praxis, die von der antiken Tragödie bis zum Oratorien-Evangelisten reicht. Denn nur ganz selten, und das Opus muß dabei mithelfen, ist ein Erzähl-talent auch oratorisch so hautnah und nuancenreich wie Thomas Mann, wenn er genüsslich von seinem Felix Krull plaudert und zugleich in solcher Suada die dem Lesenden gelegentlich allzu skurril dünkenden Satzbaureien des späten Thomas Mann selbstverständlicher werden.

Das ist natürlich das Extrem zur selbstlosen Verfremdung, die in aller Regel geboten bleibt. Sie und die intellektuelle Bewältigung eines Wortkunstwerkes ist die Hauptsache. Man denke deshalb nicht so sehr an schauspielerschulgewohnte Monologe, an Goethe-Lyrik oder Wilhelm Busch, die sich quasi „selber machen“, sondern an Gogol, Rilke, Büchner, Fontane, an Grimmsche und andere Märchen. Es geht nicht an, daß man einem renommierten Schauspieler ein Buch in die Hand drückt in der bequemen Zuversicht, er würde mit seinem „bewährten Können“ schon was draus machen. Man tut ihm und der Sprechplatte jenen schlechten Dienst, dessen Fehlleistungen Anlaß genug sind zu solchem Diskussionsbeitrag.

Eine ganz andere Sache ist die zeithistorische Dokumentation insbesondere unbewältigter Vergangenheiten. Sie ist nicht nur aus politisch-pädagogischen Gründen in den Vordergrund gerückt. Ihre Qualität wird von der geistigen Vor- und Aufbereitung des Stoffes bestimmt. Ihre Direktwirkung rührt aber, und damit wird sie zu einem Prototyp von Sprechplatte, nicht zuletzt davon, daß hier tatsächlich mit verteilten Rollen gesprochen, ein personen- und klangfarbenreiches Lautgemälde von mehr oder weniger epischer Breite geboten wird.

Zur Systematik, zur effektiven und nicht nur lehrhaften Aktualisierung, zur Anreicherung der Darbietung durch reportagenhafte Elemente, zur Bedarfs- und Marktlage lohnte sich eine besondere Betrachtung oder besser eine exakte Untersuchung zu einer round-table-conference der Nächstbeteiligten. Hier wurde diese Sparte nur noch erwähnt als Kronzeugin für Eigentümlichkeiten und Chancen, die eine wohlverstandene Fixierung von Wortkunstwerken und akustischen Porträts auf der Mitte zwischen Buch und Fernsehen im Auge behalten sollte.

Carl Ernst Köhne